

Catherine Shepherd

Knochenschrei

Zons-Thriller · Band 8

LESEPROBE

Copyright der Originalausgabe © 2018

Catherine Shepherd

Alle Rechte vorbehalten.

Prolog

Ich atme noch. Abgestandene Luft strömt bleiern in meine müde Lunge. Mein Brustkorb hebt und senkt sich bebend. Ich frage mich, seit wann mir das Atmen so schwerfällt. Aber ich habe jedes Zeitgefühl verloren. Genau genommen weiß ich nicht einmal, ob Tag oder Nacht ist. Ob ich wach bin oder vielleicht nur träume. Deshalb kann ich auch nicht sagen, zu welchem Zeitpunkt die Luft ihre Leichtigkeit eingebüßt hat. Sie fühlt sich an wie ein dicker, muffiger Brei, der mich zu ersticken droht. Ob sie überhaupt noch Sauerstoff enthält?

Ich öffne die Augen, ohne einen Unterschied zu bemerken. Um mich herum herrscht Schwärze, egal, ob ich die Lider hebe oder nicht. Trotzdem blinzele ich. Die Trockenheit macht mir zu schaffen. Meine spröden Augenlider kratzen brennend über die Hornhaut. Also höre ich auf zu zwinkern und starre in die Dunkelheit. Ich taste nach der Wasserflasche, die längst leer ist. Aber die Hoffnung bringt mich dazu, erneut an der Öffnung zu saugen, damit vielleicht ein allerletzter Tropfen herausläuft und mir etwas Linderung verschafft. Meine Zunge schiebt sich so weit vor wie möglich und erkundet das trockene Innere des Flaschenhalses. Ich schlucke reflexartig, mit Schmerzen in der Kehle. Sämtliche Schleimhäute haben sich in Sandpapier verwandelt.

Mehrmals schon wollte ich einfach aufgeben, doch mein Überlebenswille drängt mich immer wieder zur Mauer. Es gibt vier davon, aber nur eine riecht frisch nach Mörtel.

Zunächst fand ich den Geruch widerlich, inzwischen jedoch mag ich ihn, denn er zeigt mir den Weg in die Freiheit.

Meine Fingerspitzen wandern über die rauen Steine, die mich einkesseln wie ein Grab. Anfangs habe ich sie gezählt. Ich habe in der untersten Reihe begonnen, mich erst von rechts nach links und anschließend bis nach oben vorgearbeitet. Zugegeben, bis zur Decke kann ich mich nicht hochstrecken. Und das, obwohl ich mit meinen eins achtzig für eine Frau recht groß bin. Es liegen zwölf Steine nebeneinander, und wenn ich mich auf die Zehenspitzen stelle, zähle ich achtundzwanzig Reihen. Sobald ich schreie, hallt meine Stimme von der Decke wider. Also ist das Gewölbe ziemlich hoch. Aber um die Anzahl der Steine geht es mir gar nicht. Ich habe sie nur gezählt, damit ich nicht verrückt werde. Irgendetwas musste ich tun, nachdem ich im Dunkeln aufgewacht war und völlig orientierungslos nach einem Ausgang gesucht hatte. Noch immer ist mir nicht klar, wie ich überhaupt hierhergekommen bin in diesen Raum, der ein exaktes Rechteck bildet. Ich weiß das, denn die Steine der gegenüberliegenden Wand habe ich ebenfalls gezählt. Die Anzahl ist identisch. Die Mauer, an der die Matratze liegt, ist ein wenig länger, genau wie das Pendant auf der anderen Seite. Deshalb entspricht die Grundfläche meiner Zelle einem Rechteck und keinem Quadrat. Doch auch diese Erkenntnis hilft mir nicht sonderlich. Ich streiche über die Wände und fühle, wie meine schwieligen Finger über die raue Oberfläche schaben. Es ist fast so, als nehme die Haut nach und nach die Struktur der Steine an. Ich frage mich, ob der Körper sich zu

Stein verwandelt, wenn ich weiterhin nichts zu trinken bekomme. Mechanisch gleitet mein Zeigefinger in die Fuge zwischen zwei Steinreihen. Ich forsche nach einer Vertiefung, doch ich kann keine finden. Mein Finger wandert nach oben und tastet eine Reihe höher die gerade Mörtellinie entlang, die noch rauer ist als der Stein. Endlich entdecke ich, was ich suche. Ein vielleicht vier Zentimeter langes Loch, das ich mit unendlich viel Kraftaufwand in die Fuge gekratzt habe. Meine Fingernägel sind bis auf einen abgebrochen. Ich habe sie aufgegessen, denn auch das Brot ist mir inzwischen ausgegangen. Zuerst dachte ich, der Laib würde ewig reichen. Jedenfalls so lange, bis ich einen Ausweg gefunden hätte. Doch ich habe mich geirrt. Die letzte Brotkrume ist längst verschlungen, und ich bin immer noch gefangen.

Durst und Hunger zehren an mir, aber ich bleibe tapfer stehen und kratze mit meinem verbliebenen Nagel in der Fuge. Wenn es mir nur gelänge, einen Stein herauszulösen, wäre die Rettung nahe. Fällt der erste Stein, dann vielleicht auch ein zweiter und anschließend die ganze Wand. Ich rede mir Mut zu, ignoriere das quälende Pochen in der Fingerkuppe und verstärke den Druck. Ein heißer Schmerz durchfährt mich, und ich zucke zurück. Der letzte Nagel ist abgebrochen. Ich stöhne und gehe in die Knie. Blitze erhellen die Schwärze. Meine Zunge legt sich auf die pochende Wunde. Das tut gut. Ich schmecke Blut. Der metallische Geschmack ist mir egal. Ich sauge durstig an meinem Finger wie ein Vampir. Ich umfasse ihn mit der anderen Hand und versuche, noch mehr Flüssigkeit herauszuquetschen.

Ich drehe mich erleichtert im Kreis, weil ich ein Hochgefühl verspüre. Dann halte ich an und sinke zu Boden. Ich brauche ein wenig Ruhe und taste nach der Matratze. Sie ist nicht da, und ich weiß gar nicht, in welcher Richtung ich suchen soll. Ich habe die Orientierung verloren und krieche über den Boden, eine Hand weit ausgestreckt. Endlich berühre ich einen Gegenstand. Doch er jagt mir einen Schauer über den Rücken. In dieser Ecke der Zelle ist alles verdreckt. Ich meide sie, weil mir beim letzten Mal eine fette Spinne über die Hand gekrabbelt ist, als ich zwischen dem Unrat nach etwas Nützlichem gesucht habe. Aber das, was meine Finger jetzt berühren, lässt mich innehalten. Eine schreckliche Ahnung schießt in mir hoch, während ich die merkwürdige Form abtaste. Mein Hirn versucht, ein Bild herzustellen, doch es will nicht gelingen.

Plötzlich klappt das kalte Objekt zu. Ein scharfer Schmerz fährt mir durch die Finger und ich ziehe entsetzt die Hand zurück. Ich schreie und schreie. Übelkeit schießt in mir auf und reißt mich fort. Fort von diesem Ding. Von dem Grauen, das es ausstrahlt, und dem Tod. Denn das, was gerade zugebissen hat, war nichts anderes als ein knochiger Schädel.

I

»Pst. Sonst entdeckt uns noch jemand.« Brunhilde lächelte und legte den Zeigefinger an ihre Lippen.

»Ach was. Wer soll uns hier finden? Vertraut mir, hierher verirrt sich niemand so schnell.«

»Es ziemt sich eigentlich nicht«, erwiderte Brunhilde leise und schlug die Augen nieder. »Ich dachte, Ihr wolltet mir Euer Hautleiden zeigen. Inzwischen kenne ich mich mit vielen Kräutern aus und kann Euch eine Salbe zubereiten, sobald ich wieder im Kloster bin.«

Clemens ergriff ihre Hand. »Das wollte ich. Aber vorher muss ich etwas gestehen. Ich habe Euch nicht nur deswegen hierhergebeten.« Sein Blick wanderte über Brunhildes Gestalt. Hastig trat sie einen Schritt zurück.

»Ihr dürft mich nicht anrühren.« Obwohl sie es noch vor wenigen Augenblicken gar nicht erwarten konnte, ihn zu sehen, keimte plötzlich Furcht in ihr auf. Wenn man sie beide zusammen sah, war es aus mit ihr.

»Aber nicht doch«, säuselte Clemens. »Ich würde Euch niemals zu nahe treten. Seit ich Euch zum ersten Mal erblickt habe, bin ich Eurem lieblichen Antlitz verfallen. Ich wollte Euch bitten, mit mir zu kommen.« Er ging auf die Knie und küsste Brunhildes Handrücken.

Die Berührung löste ein eigenartiges Kribbeln in ihr aus. Eines, das sie bisher nur aus ihren Tagträumereien kannte und das verboten war. Erschrocken fragte sie sich, warum sich die Sünde eigentlich so wohltuend anfühlte. Sie schluckte, denn sie wusste, dass es die Wollust war, die von ihr Besitz ergriff. Der Teufel streckte seine spitzen Finger nach ihr aus und umschmeichelte sie. Brunhilde spürte, wie ihr die Hitze ins Gesicht schoss.

»Zeigt mir schnell Euer Leiden, und ich sehe, was ich für Euch tun kann.«

Clemens erhob sich zerknirscht. »Also gut. Aber bis in drei Tagen brauche ich Eure Antwort.« Er schob den Stiefel vom Fuß und deutete auf eine geschwollene Stelle unter dem Ballen.

Brunhilde griff nach der Fackel und kniff die Augen zusammen.

»Ihr lockt mich wegen einer Blase hierher? Schafft Euch neues Schuhwerk an oder wickelt ein Leinentuch um Euren Fuß.«

Clemens nickte betroffen. »Ich sagte ja, dass ich Euch nicht nur deshalb unter vier Augen sprechen wollte.«

Brunhilde fühlte sich geschmeichelt. Sie hätte gerne gewusst, wie sich seine Lippen anfühlten oder seine Finger auf ihrer Haut. Aber dieser Verlockung durfte sie nicht nachgeben, egal, wie sehr er sich um sie bemühte.

»Ich gehöre nur Gott«, sagte sie und vermied es, Clemens in die Augen zu blicken. Sie durfte keinesfalls schwach werden.

»Ihr müsst diesen Weg nicht gehen. Kommt mit mir und werdet mein Weib.« Clemens ergriff abermals ihre Hand. Dieses Mal zog Brunhilde sie hastig weg.

»Nein. Das geht nicht. Außerdem habt Ihr vor wenigen Wochen noch Irmgard den Hof gemacht.« Sie steckte die Fackel zurück in die Halterung und verschränkte die Arme vor der Brust. »Warum werbt Ihr nicht mehr um sie?«

Clemens starrte sie an. In seiner Miene veränderte sich etwas. Brunhilde konnte nicht genau sagen, was es war. Jedenfalls schimmerte mit einem Mal Wut in seinen sonst so

gutmütigen Augen. Sie bemühte sich, ihn schnell zu beschwichtigen.

»Kommt morgen vor Sonnenuntergang zum Kloster. Ich bereite bis dahin eine Salbe für Euer Leiden.«

»Bitte bleibt noch«, stieß Clemens aus. Seine Stimme donnerte durch das Gewölbe und hallte von den alten Mauern wider.

Brunhilde zuckte überrascht zusammen. Sie betrachtete den Mann. Seine Augen funkelten wütend, sein neuer Tonfall schüchterte sie ein. Plötzlich erschien er ihr wie ein Fremder. Clemens war groß und stattlich. Er hatte es schon in jungen Jahren zum Ziegelmeister gebracht und beherrschte sein Handwerk außerordentlich gut. Deshalb durfte er die Reparaturarbeiten im auffälligen Kloster der Nonnen durchführen. Als erfolgreicher Handwerksmeister gehörte er zu den wohlhabenderen Bewohnern von Zons, und für einen Augenblick hatte sie tatsächlich mit dem Gedanken gespielt, sein Weib zu werden. Er wäre eine gute Partie, aber es ging nicht. Außerdem missfiel ihr seine aufbrausende Art.

»Ich muss zurück. Wenn mich die Oberin erwischt, stecke ich in Schwierigkeiten.« Sie wandte sich ab und begab sich hastig zum Ausgang. Es dämmerte bereits. Sie musste vor Anbruch der Dunkelheit im Kloster sein, bevor das eiserne Tor zur Nacht verriegelt wurde.

»Brunhilde!«

Sie ignorierte Clemens' Rufen und begann zu laufen. Das Gelände war unwegsam. Die steinerne Kapelle, in der sie sich getroffen hatten, lag mitten im Wald. Sie war Hunderte Jahre

alt und zum Teil verfallen. Die meisten Gläubigen hatten das abgelegene Gotteshaus längst vergessen. In diesem Punkt hatte Clemens recht. Niemand verirrte sich hierher, so weit ab vom Schuss und vor allem kurz vor Einbruch der Dunkelheit. Ein Zweig knackte, und Brunhildes Herzschlag beschleunigte sich. Sie zögerte einen Moment. Sollte sie umkehren und Clemens bitten, sie zu begleiten? Er war stark und konnte sie beschützen.

Ein Schatten flog an ihr vorbei.

»Clemens?«, rief sie und stolperte hinterher. Ihre Augen suchten nach seiner großen Gestalt, doch inmitten des Dickichts erkannte sie nichts als Äste, Baumstämme und Blattwerk. Ein Zweig peitschte ihr ins Gesicht, und sie blieb keuchend stehen. Hinter ihr raschelte es. Panisch fuhr sie herum und erblickte einen Fuchs, der durchs Unterholz schlich und gleich wieder im Gebüsch verschwand.

»Clemens?«

Niemand antwortete.

Brunhilde beschloss, so schnell wie möglich zum Kloster zu laufen. Angst überkam sie. Sie hatte die Orientierung verloren und drehte sich hilflos im Kreis. Aus welcher Richtung war sie bloß gekommen? Inzwischen verschmolzen die Bäume mit der Dunkelheit. Alles sah gleich aus. Zaghafte machte sie einen Schritt nach rechts. Hatte sie dort den Fuchs gesehen? Oder war es genau auf der anderen Seite gewesen? Sie bog ein paar Zweige auseinander und starrte angestrengt ins Dickicht. Sie musste unbedingt ins Kloster zurück. Warum nur hatte sie sich von Clemens an diesen

einsamen Ort locken lassen? Hatte sie nicht schon genug durchgemacht? Hätte sie der Versuchung nicht einfach widerstehen können?

Brunhilde seufzte und griff in ihre Rocktasche. Sie holte ein dünnes Leinentuch hervor und wickelte es um einen Ast. Falls sie im Kreis ging, würde es ihr immerhin auffallen. Dann machte sie sich auf den Weg. Sie lief und lief, ohne dass der Wald lichter wurde. Ab und zu blieb sie stehen und blickte nach oben in die Baumkronen, die düster über ihrem Kopf hingen. Der Mond leuchtete schwach durch das Laub. Brunhilde behielt die Richtung bei. Ihre Hände brannten. Dornen hatten sich in die Haut gebohrt und sie an etlichen Stellen aufgerissen. Auch auf der Wange spürte sie ein heißes Brennen. Tapfer lenkte sie sich von den Schmerzen ab und setzte einen Fuß vor den anderen. Sie hatte es so weit gebracht, endlich ein Zuhause gefunden, nur um es sofort wieder aufs Spiel zu setzen. Wegen ihrer eigenen Dummheit! Sie schalt sich selbst. Warum lernte sie nie dazu? Clemens war ein stattlicher Mann, ohne Frage. Aber war er es wert, ihr neues Leben zu riskieren? Brunhilde lief schneller. Der Boden unter ihren Füßen veränderte sich. Erleichtert bemerkte sie, dass sie auf einen Pfad gelangt war. Die feste Erde tat gut. Endlich kam sie voran. Vor ihren Augen lichtete sich das Dickicht. Sie konnte den Mond jetzt in Gänze sehen. Eine Lichtung mit hohem Gras, das im Mondlicht silbern glänzte, lockte sie vorwärts. Sie rannte, weil sie nichts lieber wollte, als den finsternen Bäumen zu entkommen und die schwarzen Schatten hinter sich zu lassen. Sie schwebte

beinahe durch das weiche Gras, das sie in der Nase kitzelte. Gerade als sie neue Zuversicht gewann, hörte sie ein tiefes Schnaufen und erstarrte auf der Stelle. Das Geräusch kam von vorn. Brunhilde schlug einen Haken. Dann raschelte es irgendwo hinter hier. Ein lang gezogenes Jaulen ertönte in einiger Entfernung.

Wölfe!

Brunhilde rannte schneller. Das hohe Gras schlug ihr ins Gesicht und hinterließ brennende Striemen. Aus dem Augenwinkel glaubte sie, Schatten zu sehen. Schatten, die sie einholten und zu umzingeln versuchten. Sie hörte kräftige Pfoten hinter sich stampfen. Ihr Gewand verfang sich ein ums andere Mal in den scharfkantigen Halmen. Wenigstens wusste sie inzwischen wieder, in welche Richtung sie musste. Die Spitze des Kirchturms hob sich schemenhaft vor dem Vollmond in der Ferne ab. Nicht mehr weit, und sie hätte die Stadtmauern von Zons erreicht, wenn sie nur schnell genug lief und nicht von den Wölfen gefressen wurde. Erneut zerschnitt ein Jaulen die Luft. Diesmal allerdings aus größerer Entfernung. Hatte sie die Gefahr abgeschüttelt?

Raschelnde Tritte strafen sie Lügen. Brunhilde rannte schneller. Sie gelangte an eine flache Wiese, aber sie traute sich nicht, zurückzuschauen. Hinter ihr war jemand. Es konnte kein Wolf sein. Was sie hörte, waren keine Pfoten, die auf weichem Gras liefen, sondern Stiefel, deren Sohlen schwer auf dem Boden aufschlugen. Jemand verfolgte sie. Brunhilde erblickte die hohen Mauern von Zons. Das Feldtor im Westen war längst verschlossen. Aber das machte nichts.

Durch das Südtor, hinter dem sich die Burg Friedestrom befand, würde sie hoffentlich Einlass finden. Die kleine Pforte gleich links neben dem großen Tor stand meist noch spät offen. Einige der Wachen kannten sie und würden ihr bestimmt Zutritt gewähren. Wenn sie es nur dorthin schaffte, wäre sie gerettet.

Doch das Schnaufen kam näher. Sie spürte heißen Atem in ihrem Nacken. Klobige Finger griffen nach ihr. Sie zerrten an ihrem Gewand. Brunhilde japste nach Luft, schlug abermals einen Haken und riss sich los. Sie erreichte einen breiten Weg und spannte all ihre Muskeln an. Sie rannte um ihr Leben. Vielleicht könnte sie bis zum Tor gelangen, das bereits vor ihr aufragte. Aber ihr Verfolger schnaubte dicht hinter hier. Brunhilde öffnete den Mund zu einem Schrei, doch ihr fehlte die Luft. Ihre Lungen brannten wie Feuer. Sie brachte keinen Ton heraus. Etwas prallte gegen ihr rechtes Bein. Sie strauchelte, fing sich jedoch irgendwie und rannte unbeirrt weiter. Nur noch wenige Meter trennten sie von der Stadtmauer. Aufgelöst und völlig außer Atem machte sie die letzten Schritte und hämmerte dann energisch mit den Fäusten auf die Pforte ein, die sich quietschend öffnete. Brunhilde stürzte hinein und landete hart auf dem Boden. Keuchend wandte sie sich um. Die silbergraue Landschaft leuchtete im Mondlicht. Der Sommerwind rauschte leicht durch die Luft, nahezu kraftlos, denn kein Blatt bewegte sich. Auch sonst schien alles regungslos in der Nacht zu verharren.

»Seid Ihr wohlauf?«

Brunhilde antwortete nicht. Sie stand unter Schock. Dort draußen hatte sie jemand verfolgt. Sie konnte immer noch die klobigen Hände auf ihrer Schulter spüren und den Tritt, mit dem ihr Verfolger sie zu Fall bringen wollte. Doch da war niemand. Weit und breit lag die Welt tief im Schlaf. Selbst die Wölfe heulten nicht mehr.

»Was ist Euch geschehen? Warum seid Ihr zu so später Stunde vor den Toren der Stadt unterwegs?« Reinhold, der Wachsoldat, schaute sie besorgt an und streckte ihr die Hand entgegen.

»Jemand war hinter mir her«, schluchzte Brunhilde und ließ sich hochhelfen. Tränen der Erleichterung liefen ihr über die Wangen.

Reinhold blickte durch die Pforte und sah sich gründlich um.

»Es ist niemand zu sehen«, erklärte er nach einer Weile und verriegelte die Pforte. »Vielleicht sind Euch wilde Tiere gefolgt. Ich habe vorhin die Wölfe heulen hören. Wir haben Vollmond.«

Brunhilde nickte. Ihr Herz donnerte immer noch in der Brust. Sie schwankte ein wenig.

»Wahrscheinlich habe ich mich geirrt. Ich bin viel zu spät unterwegs. Zwischendurch wusste ich nicht mehr, wie ich zurückfinden sollte. In der Aufregung habe ich mir vermutlich Dinge eingebildet, die gar nicht da waren.«

Reinhold setzte einen strengen Blick auf. »Ihr solltet zu vorgerückter Stunde nicht unbegleitet die Stadtmauern verlassen.«

Brunhilde schnieft.

Reinholds Stimme wurde milder. »Soll ich Euch zum Kloster begleiten?«

Brunhilde schüttelte heftig den Kopf. Katharina von Weinfels duldet keine männliche Begleitung in der Nähe der Klostermauern und erst recht nicht in der Nacht. Sie war stets um den guten Ruf des kleinen Ordens besorgt.

»Es geht mir schon besser«, log sie deshalb und machte sich mit weichen Knien auf den Weg. »Habt Dank für Eure Hilfe.«

Sie entfernte sich rasch vom Burggelände, lief die Schloßstraße entlang und betrat die Grünwaldstraße, die zum Juddeturm führte. Der Turm, der über ein elf Meter tiefes Verlies verfügte und als Gefängnis diente, befand sich in der Mitte der Stadt und grenzte an die Burg Friedestrom. Gleich daneben erhob sich das altherwürdige Franziskanerkloster. Brunhilde mochte die roten Ziegelsteine, die den Bauten einen warmen Grundton verliehen und das karge Klosterleben farbiger wirken ließen, als es eigentlich war. Seit sie in Zons angekommen war, bestimmte ein strenger Rhythmus ihren Tagesablauf. Bereits vor Sonnenaufgang rief die Oberin zum Gebet. Noch vor der ersten Mahlzeit begann die Arbeit innerhalb des Klostergeländes, und erst wenn Brunhilde vor Schwäche schon beinahe schwarz vor Augen wurde, gab es ein Stückchen Brot. Zuerst wurden die trockenen Reste vom Vortag verspeist. Für Brunhilde gestaltete sich das Frühstück als Herausforderung, denn dann wehte bereits der Duft von frisch gebackenen

Brotlaiben aus der Backstube herüber. Katharina von Weinfels überwachte die Nonnen streng. Wer sich nicht an die Klosterregeln hielt, wurde zu besonders schweren Arbeiten eingeteilt oder musste gar auf Mahlzeiten verzichten. Brunhildes neues Leben war geprägt von beten, arbeiten und hungern. Trotzdem war sie froh über ihr neues Zuhause, denn anderenfalls hätte sie ein Dasein als Bettlerin erwartet.

Ihr Magen knurrte, während sie weiter im Schatten der hohen Stadtgemäuer schlich, bemüht darum, dem hellen Licht des Vollmondes auszuweichen. Sie erreichte den Juddeturm und blieb in einiger Entfernung stehen. Das große Tor des Klosters war mit Sicherheit bereits geschlossen. Brunhilde kannte einen anderen Eingang, der durch einen unterirdischen Tunnel ins Innere führte. Nervös sah sie sich um. Margaretha, die Nonne, mit der sich Brunhilde eine Strohmatten teilte, hatte ihr diesen Weg gezeigt. Im Kloster und in der Burg fanden sich viele Geheimgänge, die verschiedene Teile der Stadt miteinander verbanden. Es hieß, dass sogar einer dieser Gänge aus dem Juddeturm heraus und direkt auf das Burggelände führte. Der Juddeturm bildete den äußersten Zipfel des Burggeländes und war Bestandteil der hohen Grenzmauern, die die Burg Friedestrom selbst innerhalb der Stadt schützten. Sie ließ ihren Blick über das Gelände schweifen. Dunkle Wolken hatten sich über den Vollmond geschoben, sodass Brunhilde die Umrisse der Burgmauer nur schemenhaft erkennen konnte. Plötzlich war es viel kühler geworden. Der Nachtwind

schien zum Leben erwacht und fuhr mit Eisesfingern durch ihr Haar. Brunhilde zog den Kopf ein, schlich ungefähr fünfzehn Fuß an der Burgmauer entlang und verschwand dann hinter einem verborgenen Mauervorsprung. Sie zwängte sich durch einen schmalen Spalt und gelangte über eine steile Treppe in einen Tunnel, der sie tief unter die Erde führte. Margaretha hatte sie gewarnt. Unterhalb von Zons befand sich ein Labyrinth. Wer sich dort in den Gängen verlor, fand möglicherweise nie wieder heraus. Brunhilde ging diesen Weg zum zweiten Mal. Sie musste schnurstracks geradeaus gehen und durfte weder links noch rechts abbiegen. Das war nicht weiter schwierig, denn sie konnte sowieso nichts sehen. Ein Nebengang, der hinter einem Mauervorsprung abzweigte, wäre ihr gewiss entgangen. Sie hielt sich unbeirrbar in der Mitte, die Arme nach beiden Seiten ausgestreckt. Ihre Fingerspitzen berührten ab und an den rauen Stein. Sie musste bis fünfzig zählen, dann würde sie eine Leiter erreichen, die nach oben führte. Durch eine Falltür in der Decke konnte sie anschließend in das Innere des Klosters oder genauer gesagt in eine der Vorratskammern gelangen.

Brunhilde zählte einundzwanzig, als ein Luftstoß durch den Tunnel fegte. Eine muffige Wolke aus Gestank nach Staub und Überresten der letzten Jahrhunderte erfüllte die Luft. Brunhilde schüttelte sich, sie kam mit dem Zählen durcheinander. Ein leises Klopfen unterbrach sie erneut. Ängstlich blieb sie stehen, um zu lauschen. War da noch jemand im Dunkeln unterwegs? Hinter ihr verstärkte sich das

Klopfen, das auf einmal zu einem unheilvollen Rhythmus anschwell. Brunhilde brauchte keinen Wimpernschlag länger, um zu begreifen, dass sich Schritte näherten. Schnelle Schritte. Panisch schlug sie die Hand vor den Mund und riss die Augen auf. Dann stolperte sie vorwärts. Vergessen waren das Zählen und die gerade Strecke, die sie auf keinen Fall verlassen durfte. Wie durch ein Wunder blieb sie an der Leiter hängen, die nach oben führte. Hastig umfasste sie die Sprossen und kletterte hinauf. Die Schritte in ihrem Rücken hatten eine ohrenbetäubende Lautstärke angenommen. Mit der linken Hand fühlte sie bereits das grobe Holz der Falltür. Doch dann zerrte jemand an ihren Füßen, und Brunhilde fiel hinab, blind und lautlos, denn ihr fehlte die Luft. Sie schlug auf dem Boden auf und spürte einen dumpfen Schlag. Ihre Augen versuchten vergebens, die Dunkelheit zu durchdringen. Um sie herum wurde alles nur noch schwärzer, bis sie die Augen schloss und die Ohnmacht sie in einen Mantel aus eisigem Schweigen hüllte.

...

Bastian liebte den Sommerbeginn, wenn die Sonne jeden Morgen ein wenig früher den Himmel emporkletterte und der Welt Leben einhauchte. Leben, das er an den prächtigen Farben des Himmels, den üppigen Blütenteppichen und dem Summen der zahlreichen Insekten erkennen konnte. Die Natur näherte sich ihrem Höhepunkt. Alles strotzte vor Kraft, und so auch Bastian, der bereits früh aus dem Bett geschlüpft war. Marie und die Kinder schliefen noch. Die Nacht war

unruhig gewesen. Trotzdem fühlte er sich munter. Liebevoll betrachtete er die zarten Gesichter seiner Kinder, die Marie wie aus dem Gesicht geschnitten waren. Dann schlich er zur Tür hinaus.

Die Stadtmauer musste an einigen Stellen repariert werden. Deshalb führte Bastians erster Weg an diesem Morgen zum städtischen Ziegelofen, um neue Backsteine zu beschaffen. Die Ziegelei lag außerhalb der Stadtmauern an der Leimkuhl, einer großen Lehmkuhle im Süden. Schon von Weitem sah er dicke Rauchschwaden aufsteigen. Bastian brachte sein Pferd zum Stehen, sprang ab und band es in sicherer Entfernung an einen Pfahl.

Clemens Weidenhammer, der Ziegelmeister, rannte vor dem riesigen Ofen hin und her und erteilte seinen Gesellen und einem Lehrlingen barsch Befehle. Offenbar war er schlecht gelaunt, nicht nur sein Tonfall, auch die herunterhängenden Mundwinkel deuteten darauf hin.

»Seid begrüßt, Bastian Mühlenberg«, brachte der Ziegelmeister knapp hervor, als er Bastian erblickte. »Womit kann ich Euch dienen?« Der Mann sah Bastian bei seiner Frage allerdings gar nicht mehr an, sondern hatte den Lehrlingen im Visier, der gerade Holz hackte.

»Verdammt, Anton. Wie oft habe ich dir erklärt, die Scheite kleiner zu hacken? Die Hitze muss sich gleichmäßig im Ofen verteilen, sonst gelingen die Ziegelsteine nicht. Das Holz muss regelmäßig brennen.« Er stürmte auf den Jungen zu, der mit eingezogenem Kopf und einer Axt in der Hand dastand und den Blick auf seine Fußspitzen gerichtet hatte.

Clemens ergriff ein paar Holzscheite und warf sie dem Lehrling vor die Füße.

»Du zerteilst die Scheite noch einmal. Keins darf größer sein als dein Stiefel. Hast du das verstanden?« Er packte Anton am Kragen. »Sieh mich gefälligst an, wenn ich mit dir rede!«

Der Lehrjunge hob den Blick. Seine Augen glänzten vor Kummer.

»Ja, Meister«, stotterte er und wischte sich mit dem Unterarm übers Gesicht.

Clemens versetzte dem Jungen einen Schlag auf den Hinterkopf, ließ ihn stehen und wandte sich wieder Bastian zu.

»Entschuldigt mein harsches Auftreten. Der Junge ist erst seit zwei Wochen hier und nicht besonders geeignet. Sein Vater zahlt ein hohes Lehrgeld. Deshalb versuche ich es mit ihm.« Clemens verzog das Gesicht zu einer Grimasse. »Also, womit kann ich Euch dienen?«

»Ich benötige Ziegelsteine für die Ausbesserung der Stadtmauer am Krötschenturm. Es sind etliche Stellen betroffen. Vielleicht habt Ihr Gelegenheit, die Schäden recht bald in Augenschein zu nehmen.« Ein Rauchschwall fuhr Bastian ins Gesicht, und er hustete.

Clemens Weidenhammer drehte sich auf der Stelle herum.

»Macht sofort den Ofen wieder zu«, brüllte er einen der Gesellen an, einen jungen, hageren Mann, der mindestens genauso verschüchtert dreinblickte wie der viel jüngere Lehrbursche.

»Verzeiht. Ich dachte, die Glut wäre schon so weit«, stammelte der Mann und stieß hektisch die Ofentür zu.

Clemens' Gesicht war hochrot angelaufen.

»Heutzutage taugen nicht einmal mehr die Gesellen etwas. Wie soll aus Euch jemals ein Meister werden?«, fluchte er.

Bastian starrte betroffen auf die Szene. So aufbrausend hatte er den Ziegelmeister noch nie erlebt. Die jungen Burschen taten ihm leid. Er ließ sich jedoch nichts anmerken, als Clemens sich ihm wieder zuwandte.

»Der Ofen braucht ordentlich Holz für die richtige Temperatur. Die drei sind noch eine Weile beschäftigt. Wenn Ihr wollt, dann begleite ich Euch jetzt gleich zum Krötschenturm.«

Bastian nickte. »Folgt mir«, murmelte er und band sein Pferd los.

Clemens sattelte seinen Rappen und kam schweigend hinterher. Erst als das südliche Stadttor in Sichtweite lag, erhob er die Stimme.

»Ich behandle meine Leute gut.«

Bastian warf Clemens einen Seitenblick zu. »Offen gestanden hatte es gerade einen anderen Anschein. So aufbrausend kenne ich Euch gar nicht.«

Clemens grunzte: »Ich hatte eine schlechte Nacht. Ein Hautleiden. Ich habe kaum ein Auge zubekommen. Ich möchte nur nicht, dass Ihr einen falschen Eindruck von meiner Ziegelbrennerei bekommt.«

Bastian zuckte mit den Schultern und schielte zu Clemens. Seine roten Wangen glühten regelrecht. Die Ader an seinem

Hals pochte schnell und auf der Stirn standen Schweißperlen. Er lügt, dachte Bastian und hob zu einer Antwort an. Doch dazu kam er nicht mehr. Eine Nonne stürmte durch das Stadttor direkt auf sie zu. Ihr Gesicht war mindestens so rot wie das des Ziegelmeisters. Mühsam brachte er sein Pferd zum Stehen.

»Bastian Mühlenberg, da seid Ihr ja. Ich habe schon ganz Zons nach Euch abgesucht. Ihr müsst mir helfen. Unsere Brunhilde ist verschwunden.«

II

Yasmin Büttner schlug wütend mit dem Vorschlaghammer gegen die Wand. *Wumm*. Staub rieselte herunter, mehr passierte jedoch nicht. Sie ärgerte sich. Das war mal wieder typisch für Martin. Nie war er da, wenn man ihn brauchte. Warum musste sie diese Wand einreißen? Weil Martin sich wie so oft drückte und hinter seinem Job versteckte. Während sie hier stand und schwitzte, saß er in seinem feinen Anzug im Büro und spielte Mister Wichtig. Sie hatte fast den ganzen Umzug allein bewältigt. Sie wollten raus aus der Großstadt, in ein Haus mit Garten, damit die Kinder gefahrlos an die frische Luft kamen. Martin war Feuer und Flamme von der Idee gewesen. Er hatte sogar eine erschwingliche Immobilie in Zons ergattert, einem kleinen Ort mit Autobahnanbindung, genau in der Mitte zwischen Köln und Düsseldorf. Alles schien perfekt, bis der Tag des Umzuges immer näher gerückt war. Yasmin hatte schon früh begonnen, die Kartons zu packen. Martin half an einigen Abenden halbherzig mit. Sie beschwerte sich zwar, ließ ihn jedoch in Ruhe. Martin hatte ein älteres Haus im Stadtkern von Zons ausgewählt, an dem etliche Umbaumaßnahmen fällig waren. Für die Arbeiten in der ersten Etage hatte Yasmin ein Handwerksunternehmen beauftragt. Für die anderen Bereiche des Gebäudes reichte das Budget nicht mehr. Von Anfang an war klar gewesen, dass sie selbst Hand anlegen mussten. Martin hatte hoch und heilig geschworen, mitzuhelfen. Doch nun stand sie hier, allein, im Keller ihres

neuen Zuhauses, und musste die Dinge mal wieder ohne ihn regeln.

Yasmin wollte mehr Platz schaffen. Der Vorbesitzer hatte keinen großen Keller benötigt. Aber sie als freischaffende Künstlerin brauchte diesen Raum für die Lagerung ihrer Exponate, die sich derzeit noch in einem riesigen Container vor dem Haus befanden. In drei Tagen musste sie das provisorische Lager leer geräumt haben. Ein Architekt hatte die Pläne des Hauses begutachtet und kein Problem darin gesehen, die Wand einzureißen, um so den Keller zu vergrößern. Die betroffene Mauer war nicht tragend, auch wenn niemand wusste, wie es dahinter aussah. Der obere Teil des Gebäudes stammte aus den Siebzigerjahren. Das Untergeschoss war viel älter. Der Vorbesitzer konnte keine detaillierten Angaben zur Entstehung machen. Da der Kaufpreis sehr günstig gewesen war, hatten sie letztendlich keine weiteren Fragen mehr gestellt.

Yasmin wischte sich den Schweiß von der Stirn und holte zu einem erneuten Schlag aus. *Wumm*. Wieder bröckelten nur ein paar Krümel aus den Fugen, und sie fluchte laut. Sie brachte keine sechzig Kilogramm auf die Waage und konnte den Vorschlaghammer kaum anheben, geschweige denn ihn mit ausreichend Wucht gegen die Mauer schleudern. Trotzdem versuchte sie es erneut. Was blieb ihr auch übrig? Auf Martins Hilfe durfte sie nicht warten. Bis sich ihr Ehemann dazu bequemte, in den Keller hinabzusteigen, wäre Weihnachten. Ihre Kinder waren zu klein, um zu helfen, und die Nachbarn kannte sie noch nicht gut genug. Ihre Eltern

konnte sie ebenfalls nicht bitten. Die hatten schon beim Packen geholfen und waren außerdem recht betagt. Die Gefahr, dass sich ihr Vater mit dem Vorschlaghammer verletzte, schätzte sie als zu groß ein. Also legte Yasmin ihren ganzen Unmut in den nächsten Schlag. Es krachte ohrenbetäubend. Immerhin verschob sich ein Stein ein wenig nach hinten.

Yasmin kniff die Augen zusammen und peilte dieselbe Stelle an. *Wumm*. Der Stein daneben bröckelte. Sie holte erneut aus. Es polterte. Hoffnungsvoll hämmerte sie weiter, bis der winzige Raum völlig von Staub erfüllt war. Es gab keine Fenster und dementsprechend muffig roch es hier unten. Frische Luft gelangte lediglich über das Treppenhaus und die mit Sicherheit undichten Mauern herein. Im Obergeschoss hatte sie extra die Fenster geöffnet. Trotzdem musste sie heftig husten. Der rötliche Staub der Ziegelsteine schien jeden Zentimeter ihrer Schleimhäute zu belegen. Sie griff zur Wasserflasche und trank gierig. Nach einer Weile ging es ihr besser. Sie stellte die Flasche wieder ab und musterte ihr Werk. Dort, wo der Stein hinter die Mauer gerutscht war, klaffte ein Loch. Der Architekt hatte erzählt, dass große Teile von Zons unterkellert waren, wobei die einzelnen Räume sich oft zu geräumigen Kellerfluchten zusammenfügten, da es zwischen ihnen keine trennenden Elemente gab. Yasmin hoffte darauf, dass auch ihr Haus voll unterkellert war. Sie brauchte viel Platz. Neugierig griff sie nach einer Taschenlampe und spähte durch das Loch. Der Lichtstrahl zerteilte die Dunkelheit und malte einen Kreis auf

eine dahinter liegende Wand. Yasmin schürzte die Lippen. Die Kammer war vielleicht drei Meter lang. Sie schwenkte die Lampe nach rechts und anschließend nach links. Ihre Hoffnung auf einen großen Keller schwand dahin. Der Raum maß nicht mehr als eine Abstellkammer. Enttäuscht griff sie noch einmal zur Wasserflasche und überlegte, ob sie ihr Vorhaben aufgeben sollte. Der Aufwand lohnte sich nicht.

»Mist«, fluchte sie und betrachtete den Bauplan, der die Grundrisse des Hauses zeigte. Stirnrunzelnd überprüfte sie die Flächen und schüttelte dann den Kopf. Der kleine Raum hinter der Mauer konnte noch nicht alles sein. Wahrscheinlich lag dahinter ein weiterer Keller. Yasmin stöhnte. Das konnte ja heiter werden. Sie hatte keinen blassen Schimmer, wie sie gleich zwei Wände innerhalb der nächsten drei Tage einreißen sollte. Doch der Container vor dem Haus wurde unweigerlich abgeholt, und deshalb musste er bis dahin leer sein. Sie warf sich schnell ein Traubenzuckerbonbon in den Rachen und griff erneut zum Vorschlaghammer. Sie dachte an Martin und daran, wie sehr es sie schmerzte, dass er sie ständig im Stich ließ. Dann legte sie ihre ganze Wut in die nächsten Schläge und hörte nicht eher auf, den schweren Hammer gegen die Wand zu schleudern, bis sich das Loch zu einem schmalen Durchgang vergrößert hatte. Die staubige Luft stand. Sie hatte sich in einen rötlichen Nebel verwandelt. Yasmin fühlte sich wie ein Arbeiter tief unten in einem Bergwerk. Keuchend hielt sie sich ein Taschentuch vor den Mund und atmete, so weit es ging, ein. Dann knipste sie die Lampe wieder an und kroch

auf allen vieren durch den engen Spalt. Dabei musste sie die Schulter und das Becken drehen, ansonsten hätte sie nicht hindurchgepasst.

Auf der anderen Seite erhob sie sich und begutachtete sofort die gegenüberliegende Wand. Sie pochte dagegen und lauschte. Das dumpfe Geräusch verriet allerdings nicht, ob sich ein weiterer Hohlraum dahinter befand. Der umherwirbelnde Staub erschwerte ihr die Sicht. Yasmin sah sich um. Auf dem Boden entdeckte sie verrottetes Stroh und andere undefinierbare Ablagerungen. Erst jetzt bemerkte sie die strenge Geruchsnote, die sie an Schimmel und Fäkalien erinnerte. Ihr Lichtstrahl glitt durch den Keller und blieb an einem Schatten hängen. Yasmin blinzelte mehrmals und erkannte zerlöcherten Stoff, der wohl einmal ein Mantel oder ein Umhang gewesen sein könnte. Er lag nicht ebenerdig auf dem Boden. Etwas verbarg sich darunter. Yasmin zögerte und fuhr mit dem Lichtstrahl über das Objekt. Vorsichtig trat sie näher. Staubkörnerflocken tanzten vor ihren Augen. Sie schluckte, weil ihre Kehle schon wieder trocken war, und leuchtete auf den Boden. Plötzlich rührte sich ein Schatten. Er huschte direkt auf sie zu. Yasmin stieß einen spitzen Schrei aus und stolperte rückwärts. Sie landete mit dem Po auf dem harten Stein. Dreck und Staub wirbelten auf, krochen ihr in die Nase und den Mund, legten sich wie ein Schleier auf ihre Augen. Panisch rang sie nach Luft. Die Taschenlampe war ihr aus der Hand gefallen. Sie war gegen die Wand gerollt und strahlte von dort das löchrige Gewebe an, das plötzlich wie ein Geist aus einem Horrorfilm wirkte.

Etwas Weiches schoss an Yasmins Bein entlang. Es fiepte. Sie konnte es nicht sehen. Aber das Geräusch stammte eindeutig von einer Maus oder schlimmer noch von einer Ratte. Der Ekel schnürte ihr die Kehle zu. Angsterfüllt griff sie nach der Lampe und suchte den Boden ab.

Nichts.

Ihr Herzschlag stolperte. Das Gespenst rührte sich nicht. Sie versuchte, sich zu beruhigen. Diese Nagetiere waren schließlich nichts Ungewöhnliches. Sie befand sich in einem alten Keller. Da musste sie damit rechnen. Schwer atmend richtete sie sich auf. Sie hasste Mäuse. Sie hasste Ratten. Mutig schritt sie auf das Gespenst zu. Gefasst darauf, weiteren ekelhaften Viechern zu begegnen, zog sie mit spitzen Fingern das Tuch weg.

Was sie sah, ließ das Blut in ihren Adern zu Eis gefrieren. Sie schrie so laut, dass der Staub in der Luft erneut zu tanzen begann. Ohne noch einmal genauer hinzublicken, wirbelte sie herum und stürzte zu dem engen Ausgang in der Wand, der sie fortbringen würde von dem Grauen, das sich unter ihrem Haus in ihrem Keller eingenistet hatte.

...

Kommissar Oliver Bergmann lauschte mit geschlossenen Augen den Wassertropfen, die wie Regen auf die Fliesen prasselten. Einen Moment lang stellte er sich das warme Wasser vor, das seine Muskeln lockern und ihn behaglich einhüllen würde. Ein Lächeln stahl sich auf sein Gesicht bei dem Gedanken an das, was er alles unter dieser wundervollen

Dusche tun könnte. Aber Emily ließ ihn heute Morgen nicht mit ins Bad. Sie kannte ihn zu gut. Ihrer nackten, eingesäumten Haut konnte er nicht widerstehen. Auch sonst war er ihr vollkommen verfallen. Er liebte sie ganz und gar, selbst wenn sie wütend auf ihn war und ihn mit ihren nussbraunen Augen anfunkelte. Er seufzte und schob die Bettdecke ein Stückchen weg. Seit sie zusammenwohnten, duschten sie fast jeden Tag gemeinsam. Doch heute hatte Emily einen wichtigen Termin und musste früher raus. Und sie war viel zu aufgeregt und redete von nichts anderem mehr als von ihrer Präsentation vor dem Redaktionsleiter, die über ihren möglichen beruflichen Aufstieg entscheiden würde. Ein wenig wunderten Oliver ihre plötzlichen Ambitionen. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätten sie ruhig in die Familienplanung einsteigen können. Aber danach stand Emily nicht der Sinn. Er seufzte und wischte seine zugegebenermaßen machohaften Gedanken beiseite. Sicher gefiel ihm die Vorstellung, dass Emily zu Hause blieb und die Kinder hütete. Aber eine frustrierte Hausfrau mit italienischem Temperament würde seine Fantasien im Nu zerstören. Dann lieber doch eine selbstbewusste Journalistin, die ihn so liebte, wie er war, und nicht nur, weil er das Geld nach Hause brachte.

Die Dusche kam ihm wieder in den Sinn und mit ihr die Sehnsucht nach ihrem Körper. Er griff Emilys Kopfkissen und sog ihren süßen Duft ein. Sofort regte sich etwas in ihm. Schnell setzte er sich auf. Wenn er so weitermachte, würde er gleich nicht mehr in seine Jeans passen. Wehmütig warf er

einen Blick in Richtung Badezimmer und sprang aus dem Bett. Noch während er überlegte, hineinzugehen, klingelte sein Telefon. Die Nummer im Display verhieß nichts Gutes.

»Bergmann«, meldete er sich und öffnete den Kleiderschrank, um nach frischen Jeans zu suchen.

»Verdammt, Bergmann, wo stecken Sie? Schaffen Sie sofort Ihren Hintern aus dem Bett«, polterte sein Chef Hans Steuermark durch die Leitung. »Sie haben einen neuen Fall in Zons. In einem Keller wurde ein Leichnam entdeckt. Sie und Gruber übernehmen.« Er ließ Oliver nicht zu Wort kommen, sondern gab, ohne Luft zu holen, die Adresse des Fundortes durch und legte dann auf.

Oliver zerrte eine Hose aus dem Schrank und schlug genervt die Schranktür zu. Das hatte ihm gerade noch gefehlt. Schon wieder ein neuer Fall. Wenn Steuermark deshalb so früh anrief, bedeutete das meist viel Arbeit. Er wollte keine Überstunden schieben, sondern lieber mehr Zeit mit Emily verbringen. Enttäuscht schielte er durch die halb offen stehende Badezimmertür und erhaschte einen Blick auf seine Freundin, die soeben aus der Dusche stieg. Er verzog die Miene und zog sich hastig an. Auf keinen Fall durfte er Steuermarks Geduld überstrapazieren. Sein Chef würde jeden seiner Schritte überwachen, und wenn er nicht in spätestens dreißig Minuten in Zons war, konnte er sich warm anziehen. Er ging ins Bad und stellte mit Bedauern fest, dass Emily bereits ein Handtuch übergeworfen hatte. Er drückte ihr einen Kuss auf die Wange und griff zur Zahnbürste.

»Ärger?«, fragte Emily und musterte ihn aufmerksam.

Oliver schüttelte den Kopf. »Schon wieder eine Leiche. Ich muss schnell los«, erklärte er und schob die Zahnbürste in den Mund.

»Meinst du, ich schaffe das heute?« In Emilys Stimme lag Unsicherheit.

Oliver legte die Zahnbürste beiseite und zog Emily an sich. »Ich bin da ganz sicher. Du wirst großartig sein und diesen Burbach umhauen. Er kann gar nicht anders, als dich zur Ressortleiterin zu machen.«

Emily seufzte und schmiegte sich an ihn. Olivers Hand wanderte automatisch ihren Rücken hinunter. Mit Mühe unterbrach er sich und fuhr mit dem Zähneputzen fort.

»Danke dir«, erwiderte sie und verschwand ins Schlafzimmer.

Durch den Spiegel beobachtete Oliver, wie sie das Handtuch fallen ließ und sich dann anzog. Er beendete hastig sein Morgenprogramm, das heute eher einer Katzenwäsche gleichkam. Sein Handy klingelte schon wieder. Diesmal war es sein Partner Klaus, der sich über Steuermarks Tonfall beschwerte und sich anschließend mit ihm am Fundort verabedete. Oliver küsste Emily zum Abschied und eilte los zu seinem Dienstwagen.

...

»Sieht alt aus«, murmelte Oliver und sah sich um. Von Yasmin Büttner, der Frau, die den Leichnam oder vielmehr das Skelett entdeckt hatte, war nichts zu sehen. Er hörte, wie sie in der Etage über ihnen die Kaffeemaschine in Gang

brachte. Die fünfunddreißigjährige Mutter zweier Kinder hatte sich panisch geweigert, den Keller erneut zu betreten.

»Ich gebe dir recht. Scheint eher was für einen forensischen Anthropologen zu sein. Der Schädel sieht aus, als läge er schon seit ein paar Jahrhunderten hier.« Klaus sog tief Luft ein. »Es stinkt nicht einmal mehr besonders nach Verwesung.«

Oliver nickte und starrte in die leeren Augenhöhlen des menschlichen Schädels, neben einem völlig zerschlagenen Kleidungsstück, unter dem vermutlich der Rest des Skelettes lag. Skeptisch zog er Gummihandschuhe über und lüftete den Stoff an einer Ecke.

»Da ist kein Fleisch mehr dran, ich sehe nur blanke Knochen.« Der Lichtkegel seiner Taschenlampe verharrte auf tierischem Kot auf dem Boden. »Das war ein Festschmaus für die Ratten.«

Er musterte die menschlichen Knochen und rätselte, ob sie einem Mann oder einer Frau gehörten. Besonders groß wirkte das Skelett nicht. Zwischen den Rippen entdeckte er ein silbernes Kreuz an einer Kette, die um die Halswirbel hing. Sein Blick wanderte weiter über den knöchernen Brustkorb, der nicht ganz vollständig schien, und blieb am derben Leder der Schuhe haften.

»Sieht gruselig aus«, stellte Klaus fest, der mit seiner eigenen Lampe leuchtete.

Hier endet die Leseprobe.

Wie geht es weiter?

Das vollständige Taschenbuch finden Sie im Shop von Catherine Shepherd.

Taschenbuch im Shop ansehen